

mance *Cut Piece*, 1964 in Japan zum ersten Mal aufgeführt, war das Publikum aufgefordert, ihr die Kleidung mit einer Schere buchstäblich vom Körper zu schneiden, denn ihr Anliegen war es, etwas von sich zu geben. In Frankfurt wird die 1965 in New York gedrehte Dokumentation gezeigt. Yoko Ono sitzt bewegungslos in ihrem besten Kleid auf dem Bühnenboden und mit jedem weiteren Schnitt wächst das Unbehagen, ja die Angst in ihrem Blick. »Und ich fühlte, dass ich mich freiwillig opferte«, beschrieb Yoko Ono in einem Interview diese radikale Erfahrung von Ausgeliefertsein und Grenzüberschreitung, die bis heute für den Betrachter selbst im Film schwer erträglich bleibt. Ein paar Jahre später, 1971, machte die Künstlerin auf New Yorks Straßen Werbung für ihre »One Woman Show« im berühmten Museum of Modern Art, das ansonsten die Kunst von

Frauen nicht gerade förderte. Die von ihr befragten Passanten antworteten alle, sie hätten die großartige Schau noch nicht gesehen. Das konnten sie auch nicht, denn diese existierte überhaupt nicht.

Wer mag, kann sich in der Frankfurter Schirn zum Abschluss seines Ausstellungsbesuchs auf die Suche begeben nach all den kleinen Hinweisen, die Yoko Ono dort mit ihrer schönen kalligraphisch anmutenden Handschrift auf die Wände geschrieben hat. In jedem Fall aber sollte er der Künstlerin – vielleicht inspiriert von John Lennons Lächeln in ihrem Film *No. 5* – in dem silbernen Kästchen, der *Box of Smile*, sein eigenes Lächeln hinterlassen.

Yoko Ono. Half-a-Wind Show. Eine Retrospektive. Schirn Kunsthalle Frankfurt am Main, bis zum 12. Mai 2013. Der Katalog in der Ausstellung kostet € 29,80. Weitere Information: www.schirn.de. ■

Wolf Scheller

Ich verkaufe Kontemplation

György Konrád zum 80. Geburtstag

Wolf Scheller

(* 1944) lebt als Rundfunkredakteur in Köln. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de



Der Mensch braucht ein Haus, mit einem Garten, mit Obstbäumen. Er braucht eine Familie mit Kindern und Kindeskindern. In der sommerlichen Idylle seines Gartens in Hegymagas am Plattensee steht der Tisch aus Stein. Dies ist der Ort, an dem György Konrád auf sein Leben zurückblickt. Hier lässt er all jene Revue passieren, die ihm in seinen 80 Jahren begegnet sind.

So entstand ein Buch der Erinnerung – *Sonnenfinsternis auf dem Berg*, eine Lebensbilanz, ironisch im Tonfall, dabei freundlich, geschrieben von einem Autor, der den antisemitischen Furor seiner Landsleute – nachzulesen in seinem Buch *Glück* aus dem Jahr 2001 – schon als Kind eines jüdischen Großkaufmanns im ostungarischen Debrecen erlitt und als Elfjähriger nur durch viel Glück und Zufall der Deportation nach Auschwitz entkam.

In seinen Anfängen als Schriftsteller befasste sich Konrád vor allem mit der Nachkriegszeit, der von den Lügen der kommunistischen Machthaber geprägten Epoche, die vier Jahrzehnte währte und den Schriftsteller tief gezeichnet hat. György Konrád wurde vom Regime mit Berufs-

und Publikationsverbot belegt. Demütigung und Ausgrenzung gingen dem voraus. Sein erster Roman *Der Besucher* alarmierte die Staatssicherheit, und als Ende der 70er Jahre die kritisch-theoretische Schrift *Die Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht* erschien, war es mit der Geduld der Behörden vorbei. Konrád und sein Mitautor Iván Szelényi wurden zu Unpersonen. Konrád war in dieser Untersuchung zu dem allerdings nicht so überraschenden Ergebnis gelangt, dass eine Avantgarde, die sich selbstständig, sich zwangsläufig vom Volk entfernt. Nach der Veröffentlichung musste er sich als Lektor und Hilfspfleger in der Psychiatrie durchschlagen. Ein offensiver Sozialismushasser ist Konrád aber trotz aller Drangsal nicht geworden. Er schrieb: »Gegen die Übermacht der Panzer empfand ich auf lange Sicht die Gegenmacht der Sprache als ausschlaggebend.«

Sein Werk verarbeitet Weltstoff und Wirklichkeitsfülle vor dem persönlichen Hintergrund eines im Grunde unpolitischen bürgerlichen Intellektuellen, der sein Publikum durch alle Tiefen menschlicher Erniedrigung führt und sich doch den Vorbehalt moralischer Einsicht bewahrt. Budapest 1956 – jene »dunkle Glocke aus Wirklichkeit und Alptraum«, die düsterste Phase mitteleuropäischer Geschichte nach dem Krieg – prägt seine Biografie. Zuweilen überwiegt ein Moment des Staunens über das eigene Überleben. Man findet in Konráds Büchern oft die Huldigung an das Zusammenleben mit den Eltern, an jene jüdische Idylle von Berettyóújfalu, die mit Auschwitz unterging. Die Erinnerung an die Flucht aus dem Dorf, an das Kriegsende in Budapest und die Rückkehr schwankt zwischen Sarkasmen und Melancholie: »Wo ist Heimat?«, fragt Konrád und gibt die Antwort: »Wo ich nicht toteschlagen werde. Wo ich meine Kinder in Sicherheit weiß. Wo es Achtung gibt vor der Person und dem Wort.« An anderer Stelle heißt es lakonisch: »Mein Vaterland, so glaube ich, wollte mich töten.«

In der Tat waren Konrád und seine ältere Schwester die einzigen jüdischen Kinder des Dorfes, die nicht in den Gaskammern umkamen. Die Namen derer, die ermordet wurden, kennt man aus Konráds Büchern: Vera, István, Pali, Kati oder Judit. »Weißt du, dass du anstelle der anderen lebst?« Man hat ihm diese Frage gestellt, die einen Primo Levi zur Verzweiflung trieb. Ja, er hat überlebt. Und er wundert sich noch heute über dieses Zufalls-Glück.

Konrád, eben auch ein Fatalist, der als großstädtischer Intellektueller zum Flaneur wurde, die Stadt als »höchste Entwicklungsstufe der Freiheit« rühmt – und doch von dem Früheren nicht loskommt. »Es gab ein Leben, in dem alles seinen Platz und seine Zeit hatte.« Doch weiß er sich eingebettet in dieses Kontinuum. Der studierte Soziologe blieb in seiner Budapester Vorortwohnung, schrieb Manuskript um Manuskript entdeckte den Mitteleuropa-Gedanken und entwickelte sich unter der fürsorglichen Belagerung durch die permanent misstrauische Staatsmacht zum Dissidenten. Er wurde zu einer Symbolfigur der ungarischen Opposition, begann mit dem Schreiben von Romanen – und wiederum konnte ihn sein Publikum vor allem als einen essayistischen Kopf bewundern, einen Philosophen der Urbanität, der sich in die Belletristik verirrt hatte.

Nach der Wende tastete er sich behutsam durch das Gestrüpp der westlich dominierten Medienwelt, erhielt den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, wurde zum Präsidenten des Internationalen PEN gewählt und stand als erster Ausländer an der Spitze der Berliner Akademie der Künste. Er vertritt unkonventionelle Ansichten, was ihm in seinem gesellschaftlichen Engagement intellektuelle Eigenständigkeit sichert. Und er hat den Mut, nicht immer dem zu entsprechen, was sein Publikum von ihm erwartet. So war er gegen das Eingreifen der NATO in Jugoslawien und befürwortete Bushs Krieg gegen Saddam Hussein. Auch zur Schuldfrage der Deutschen

in der Hitlerzeit vertritt er eine eigene Position: »Eine deutsche Generation hat die europäischen Juden zu existentiellen Parias gemacht, wodurch sie selbst zu moralisch Ausgestoßenen geworden ist. Doch wer nichts getan hat, ist auch kein Täter.« Ein Dissident, aber kein Kämpfer – so sieht sich Konrád heute, interessiert an den schönen Dingen des Lebens, auch ein Familiensch: »Ich entglitt den Lehrern und

Religionen, Politikern, Akademien, meinem jüngsten Kind mache ich keine Vorschläge. Will keinen Einfluss ausüben, verkaufe Kontemplation.« Und doch sieht sich Konrád in der ungarischen Wirklichkeit von heute immer wieder mit der Wiederkehr einer antisemitischen und faschistischen Rhetorik konfrontiert, die durch die konservativ-autoritäre Regierung von Viktor Orbán begünstigt wird. ■

Hans-Martin Lohmann

Gleichfreiheit

Der Bürger im Konflikt mit sich selbst

Hans-Martin Lohmann

(* 1944) ist freier Publizist in Frankfurt am Main. Er arbeitet regelmäßig für *Die Zeit* und den *Deutschlandfunk*.

k.stroczan@freenet.de



Seit es ihn als politisches Subjekt und soziales Konstrukt gibt, also seit gut 200 Jahren, ist der Bürger ein umkämpftes Phänomen, das mal so, mal so definiert und für ganz unterschiedliche und nicht selten einander ausschließende Vorstellungen in Beschlag genommen wird. Heute treffen wir auf vielfältige Varianten des Bürgers: vom Staatsbürger, der sich für die Rechte und Pflichten der *Res publica* engagiert, über den Konsumbürger, der nimmt, was er kriegen kann, bis hin zum Protest- und Wutbürger, der sich die Entscheidungen der staatlichen Obrigkeit nicht mehr gefallen lässt. Übereinstimmungen, was diese unterschiedlichen Gestalten des Bürgers betrifft, sind da schwerlich auszumachen.

Wenn die Französische Revolution den Bürger emphatisch als den sozialen und politischen Träger von Gleichheit, Freiheit

und Brüderlichkeit erfand, dann hat, nur wenige Jahrzehnte später, der Marxismus diesen gloriosen Bürger gründlich destruiert – als ideologisches Feigenblatt vor der ansonsten nackten Herrschaft des Bourgeois, der seinen Besitzindividualismus nicht einmal notdürftig mit der Phrase von Bürger- und Menschenrechten zu kaschieren vermag.

Nun ist der französische Philosoph Étienne Balibar zweifellos Marxist, für den, wie er in einer Fußnote anmerkt, der Marxismus zwar für »ein historisches, längst vergangenes Phänomen« ist, die Marxsche Theorie hingegen nach wie vor »offen für eine Reihe von Zukunftsfragen«. Den Älteren ist Balibar vielleicht noch als Co-Autor von *Lire le Capital* (1965) bekannt, eines grundlegenden Werkes strukturalistischer Marx-Interpretation, gemeinsam verfasst mit Louis Althusser und anderen und seinerzeit von beträchtlicher Wirkung. Von den damaligen Positionen hat sich Balibar inzwischen um einiges entfernt, nicht jedoch von der vernünftigen Haltung, das Marxsche Werk weiterhin als Quelle theorierelevanter Anregungen zu nutzen. In dem Maße, wie die realsozialistischen Gesellschaften des 20. Jahrhunderts den Mar-